

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Montag, 18. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Fünftes Kapitel.

Am gleichen Abend, kurz nach sieben Uhr, betrat der Detektiv Raspi das Bureau des Oberkommissars Wondra in der Via Stadion.

„Endlich!“ rief Wondra aus. „Wie steht die Sache?“ Raspi machte eine wegwerfende Handbewegung. „Erledigt“, sagte er mit Betonung. „Das nennt man prompte Arbeit. Am Morgen kommt ein Mord zur Anzeige, am Nachmittag hat die hochlöbliche 1. und 2. Polizei die Täter schon am Kragen. Mehr kann man doch wahrhaftig nicht verlangen.“

Wondra lachte. „Da haben Sie schon recht“, meinte er gut gelaunt. „Wo ist die Reja und Herr Jellacic?“ „Sie warten draußen auf der Wachtstube. Beim Betreten des Schiffes habe ich sie beide festgenommen. Die Gesichter hätten Sie sehen sollen.“ Raspi lachte laut auf. „Soll ich die Reja oder den Jellacic zuerst hereinholen?“

„Die Reja zuerst“, entschied Wondra. „Vodopovic!“ rief er laut ins Nebenzimmer. „Kommen Sie herein. Sie müssen protokollieren.“

Während der Wachtmeister von links eintrat, öffnete sich die zweite Tür, und eine hochgewachsene, schlank Frau von vielleicht 27 bis 28 Jahren, in grauem Reisekleid, übertritt die Schwelle.

Ihre schwarzen Augen funkelten zornig unter einem grünen Reise Schleier, und ihr Körper bebte leise vor verhaltener Erregung, als sie den Kommissar ziemlich scharf in italienischer Sprache anfuhr.

„Erfahre ich nun endlich, was Ihre Polizisten von mir wollen? So eine Gemeinheit ist mir nun doch noch nicht vorgekommen. Mit meinem Begleiter werde ich mitten von der Straße weg verhaftet und wie ein gemeiner Verbrecher durch die Gassen transportiert. — Ich werde mich beim Polizeipräsidenten beschweren. Ganz schuklos sind wir hier nun doch noch nicht.“

Wondra blieb ruhig und kalt.

In der Behandlung derartig cholertisch veranlagter Leute hatte er Erfahrung.

Je wütender die Inhaftierten seine Kanzlei betraten, desto ruhiger pflegte sie sie zu verlassen, und in dem aufgenommenen Protokoll stand dann immer das Geständnis, das er brauchte.

Er wies höflich auf einen Stuhl. „Nehmen Sie bitte Platz, Signorina. Sie sind doch die Tänzerin Maria Reja vom Alstertheater?“ Die Angeredete ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen und schlug den Schleier zurück.

Ein hübsches, etwas bleiches Gesicht kam zum Vorschein.

„Geboren sind Sie“, fuhr Wondra nach einem Blick in ein vor ihm liegendes Aktenstück fort, „am 25. März 1888 zu Zara in Dalmatien.“

„Ja, ja, das weiß ich alles, genau so gut wie Sie“, unterbrach ihn die Reja ungeduldig. „Sagen Sie mir doch endlich, was Sie von mir wollen. Ich muß fort.“

„Das glaub' ich Ihnen“, sagte Wondra, „daß Ihnen der Mord unter den Näusen brennt.“

„Was Sie nicht sagen, Herr Kommissar“, höhnte die

Tänzerin. „Angst habe ich weder vor Ihnen noch vor Ihren liebenswürdigen Polizisten, die eine Frau von der Straße hinweg verhaften, was hab' ich denn getan? Ich kann mir doch nicht denken, daß mich mein Direktor wegen des bißchen Kontraktbruchs durch die Staatspolizei verhaften läßt. Solch ein Verbrechen ist das doch nicht.“

Wondra zog nachdenklich sein eisernes Lineal durch die Finger.

Er hielt es für das beste, geradeswegs auf sein Ziel loszugehen.

„Deshalb sind Sie natürlich nicht hier, Fräulein Reja“, sagte er. Dann griff er plötzlich in die Schublade seines Tisches und legte ein goldenes Zigarettenetui vor die Tänzerin auf den Tisch.

„Wie kommt das Etui in Ihren Besitz?“ fragte er und richtete seine Augen scharf auf die Tänzerin.

Reja lachte auf. „Auf die einfachste Weise von der Welt“, sagte sie. „Man hat es mir geschenkt.“

„So?“ meinte Wondra ironisch. „Natürlich erinnern Sie sich aber nicht mehr, wer der edle Spender gewesen ist?“

„Freilich erinnere ich mich“, sagte die Tänzerin nun doch etwas erstaunt. „Ein Freund von mir, der Herr von Prohaska, hat mir das Etui zum Namenstag geschenkt. Dummerweise habe ich vergessen, das Ding einzupacken.“

„Glücklicherweise, wollen wir besser sagen“, meinte Wondra, „denn durch Ihre Unachtsamkeit, indem Sie das kostbare Stück in Ihrer Garderobe liegen ließen, sind wir Ihnen um so leichter auf die Spur gekommen.“

„Auf die Spur?“ wiederholte die Tänzerin. „Mein Gott, ich versteh' Sie wirklich nicht recht.“

„Kommt schon, nur Geduld. Wollen Sie mir sagen, wie lange Sie das Etui schon besitzen?“

„Ungefähr drei Monate. Herr von Prohaska hat es mir zum Namenstag geschenkt.“

„Das Etui trägt die Initialen L. v. P., Leopold von Prohaska“, fuhr Wondra fort. „Es ist also wohl anzunehmen, daß das Etui vorher im Gebrauch des Herrn Feldmarschalleutnants gewesen ist, und es erscheint mir sonderbar, daß der alte Herr Ihnen solch kostbare Geschenke gemacht haben soll.“

„Pah“, lachte die Tänzerin. „Sie wissen ja nicht, wie ich zu ihm stand. Er hat mir noch ganz andere Dinge geschenkt. Mein Gott, warum auch nicht. Er hatte es ja dazu, und ich war ihm treu.“

„Herr von Prohaska hat Ihnen auch Geld gegeben?“

„Ja. Warum sollt' ich's leugnen, Sie brauchen ihn ja nur zu fragen. Er wird Ihnen auch erzählen, daß er mir das Etui geschenkt hat. Eine Diebin bin ich nicht. Maria Reja hat es nicht nötig, zu stehlen.“

Wondra warf der Tänzerin einen scharfen Blick zu.

„Signorina“, sagte er ruhig, „wir wollen kein Verstecken spielen. Sie wissen doch besser als ich, daß der Mund des Feldmarschalleutnants für ewige Zeiten stumm ist und Herr von Prohaska nicht mehr befragt werden kann.“

In den Augen der Tänzerin malte sich ein heftiges

Erstrecken. „Das ist das erste, was ich höre. — Herr von Prohaska ist — — —“
„Tot“, ergänzte Wondra, „seig ermordet und beraubt.“

Die Reja sprang entsetzt auf und trat dicht vor den Tisch des Kommissars, daß Raspi schon im Begriff stand, einzugreifen.

Doch sie beherrschte sich. „Herr!“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Was erzählen Sie mir da? Maria, madre santissima!“ kreischte sie auf. „Verstehe ich richtig. — Ich bin verhaftet worden, weil — — Herr Kommissar, Sie glauben, — — — daß ich — — von dem Verbrechen etwas gewußt habe, daß ich möglicherweise selbst — —?“

„Beruhigen Sie sich bitte, Signorina“, meinte Wondra. „Niemand hat behauptet, daß Sie die Mörderin des Herrn von Prohaska seien. Man hat Sie und Ihren Bräutigam Tessalac vorsorglichweise hier auf die Wache gebracht, weil angenommen wird, daß Sie uns wertvolle Aufschlüsse und Hinweise über die Person des mutmaßlichen Täters geben können. Nehmen Sie mal ruhig wieder Platz.“

Maria Reja setzte sich gehorzaam wieder. Ihre Augen richteten sich bald auf Wondra, bald auf Raspi.

„Aufschlüsse? Hinweise?“ sagte sie kopfschüttelnd. „Nein. Ich weiß gar nichts. Ich habe Herrn von Prohaska zum letztenmal am Samstagnachmittag gesehen, und da war er kerngesund. Was nachher passiert ist, davon habe ich keine Ahnung, und inwiefern mein Bräutigam Tessalac Ihnen mit Aufklärungen dienen könnte, ist mir noch weniger klar.“

„Dann müssen wir Herrn Tessalac eben hereinholen“, sagte Wondra.

„Hereinholen?“ wiederholte die Reja erstaunt. „Er ist hier auf der Wache?“

Nun war es an Wondra, laut aufzulachen. „Wollten Sie nicht mit ihm nach Venedig aussteigen, weil Ihnen hier der Boden zu heiß geworden ist?“ fragte er nun direkt aufs Ziel losgehend.

„Herr Kommissar“, sagte die Tänzerin nun wieder ganz ruhig, „hier muß ein großes Mißverständnis herrschen. Tanto Tessalac denkt gar nicht daran, mit mir nach Venedig zu reisen, der ist in seiner Kaserne und tut Dienst.“

„Und der Herr, der mit Ihnen festgenommen wurde?“ fragte Wondra.

Die Reja lachte. „Aber ich bitte Sie, meine Herren. Das soll Tessalac sein? Verzeihen Sie, aber ich muß nun mal herzlich lachen. Der Herr, der draußen wartet, ist mein Impresario, Signor Introvini, der eine Tournee durch Italien mit mir machen will und Ihnen höchstwahrscheinlich über den Tod des Herrn von Prohaska noch weniger erzählen kann als ich.“

Wondra spielte nervös mit seinem Federhalter. Diese Eröffnung paßte ihm gar nicht. Dennoch fragte er ruhig.

„Sie behaupten also, den Feldmarschalleutnant am Samstagnachmittag zum letztenmal gesprochen zu haben?“

„Ja.“

„Wo? In seiner Wohnung?“

„Nein, ich habe seine Wohnung nie betreten. Wir trafen uns im Café Palace.“

„Und am vergangenen Sonntagfrüh waren Sie auch nicht in seiner Wohnung?“

„Ich denke gar nicht daran.“

„Seltsam“, meinte der Kommissar. „Zeugen behaupten, Sie sowohl am Sonntag als auch gestern Abend in der Wohnung Prohaskas, Via Acquadotto Nr. 72, bestimmt erkannt zu haben.“

„Dann haben sich die Zeugen ebenso bestimmt geirrt. Am Sonntag war ich in großer Gesellschaft in Rojano und gestern in Görz, zusammen mit Herrn Introvini, im Hotel Post, also mehr als siebzig Kilometer von Triest entfernt.“

„Und Sie haben Triest gestern nicht betreten?“

„Mit keinem Fuß. Ich habe in Begleitung meines Impresarios und mehrerer Hotelgäste einen Ausflug nach dem Boschetto unternommen und kehrte erst spät Abends ins Hotel zurück.“

Wondra warf einen kurzen Blick auf Raspi, der unbehaglich und schweigend an seiner Virginia laute.

Auch der Kommissar konnte ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken. Die Schuld der Reja, von der er so felsenfest überzeugt schien, war doch noch lange nicht erwiesen.

„Hören Sie, Fräulein“, sagte er nun schon etwas weniger siegesbewußt. „Können Sie Zeugen dafür bringen, daß Sie gestern nachmittag in Boschetto bei Görz gewesen sind?“

„Mehrere, Herr Kommissar“, entgegnete die Tänzerin, die wohl merkte, daß ihre Aktien im Steigen begriffen waren.

„Dann bitte.“

„Vor allem Signor Introvini, der draußen wartet.“

„Den lassen Sie mal vorerst aus dem Spiel“, fiel ihr Wondra ins Wort.

„Nun, dann den Herrn Oberleutnant Modlinger mit Frau Gemahlin, ferner Signor Giulio Panizza, Signorina Baleska Gjurić, und noch einen anderen deutschen Herrn, dessen Namen ich vergessen habe, er wohnt auf Zimmer Nr. 13 im Hotel della Posta.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schleisefahrt.

Skizze von Franz de Paula Koll.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch als Hartwig aufbrach, um den Lagerplatz Dood aufzusuchen. Der Platz wurde so nach dem Bergmassiv des Mount Dood genannt und war vor kurzem in die Hände eines der ersten Holzhandels Häuser Portlands übergegangen. Hartwig war der Lagerverwalter des Hauses und gestern Abend mit Brown, dem ersten Buchhalter, hier angekommen, um das neue Lager zu besichtigen und den Bestand aufzunehmen. Brown war mit dem Boten zwei Stunden früher aufgebrochen, weil er, wie er sagte, länger zu tun habe. Nun, Hartwig hatte ja die Karte, nach der er sich ausgezeichnet zu orientieren verstand.

Hartwig schlug die Richtung nach dem Flusse ein und stand nach einer Stunde Weges am Rande des Columbia-Rivers, der sich hier fast senkrecht tief unter ihm dahinstülpte. Der Weg führte nur ein Stück am Flusse entlang, um sich dann, allmählich höher steigend, den Bliden unter ungeheuren Walddrielen zu entziehen. Hier bog Hartwig vom Wege ab und habte sich mühsam einen Pfad auf dem geröllreichen und mit dornigen Schlingpflanzen überwucherten Waldboden. Nach etwa 1½ Stunden kam er an einen Erdwall, kletterte über den hinweg und stand nun in einer glatten, schmalen Felsrinne, die sich schnurgerade in die Höhe zog und oben in eine Höhle hineinzulaufen schien. Es war die Holzschleife des Lagers Dood. An dieser Stelle brach sie senkrecht über dem Flusse ab. Die herablaufenden Stämme fielen hinunter und wurden, zu Blöcken zusammengefügt, nach Portland getrieben.

Hartwig, ein Riese von Gestalt, blinnte erst hinunter zum Fluß, dann die Schleife hinauf. Hier wollte er emporkriechen, dafür hatte er vergangene Nacht dem Brown sein Wort verpfändet. Kannte er doch hundert solcher Schleifen in allen Teilen der Welt! Die Sache war ganz einfach, zudem hatte Brown sich fest verpflichtet, gleich nach seiner Ankunft im Lager die Fahrten für heute einstellen zu lassen. Kindisch, um so einer Spielerei willen ernsthaft zu wetten, dachte Hartwig, aber das pflichtschuldige Vächeln zu diesem Gedanken wollte ihm nicht gelingen.

Bedächtig stieg Hartwig die Rinne empor, die wegen ihrer Glätte nicht leicht zu beschreiten war. Die Sohle der Rinne war durchweg nackter Felsen, nach beiden Seiten, beträchtlich hoch, wölbten sich die Erdwälle, die die tausenden Holzriesen zur Seite geschleudert hatten. Schritt für Schritt gelangte Hartwig empor, manchmal blieb er stehen und trocknete sich den Schweiß. Manchmal wandte er sich zurück, und sein empfängliches Auge genoss die wildschöne Rundsicht, die sich mehr und mehr weitete. Den mächtigen Berastod als Stütze immer in einen der Erdwälle bohrend, gelangte er höher und höher. Nach einer Stunde hatte er etwa sechshundert Meter zurückgelegt und stand dicht vor der Höhle. Ein Blick auf die Karte zeigte, daß ihm noch 450 Meter bevorstanden. Die Höhle war nichts anderes als ein Tunnel, der hier durch den Berggründen für die Schleife in einer Länge von 55 Meter gesprengt worden war und der in der oberen Hälfte eine leichte Krümmung aufwies, die Hartwig noch verhinderte, bis zum Platz emporzusehen.

Hartwig, der eine ihm unerklärliche Spannung empfand, die er auf die sengende Hitze schob, trat aufatmend in den Schatten der Höhle, knippte die Taschenlampe an und tappte

vorsichtig weiter. Die Rinne verengte sich hier auf knapp 2 Meter und war nichts mehr als glattgeschliffener nackter Fels. Hartwig verspürte einen Druck im Kopfe und versuchte, seine Schritte zu beschleunigen, wobei er aber mehrmals ausrutschte. Er stellte also dies Bemühen ein.

Etwa 30 Meter weit war er schließlich emporgedrungen, da vernahm er plötzlich über sich ein donnerndes Poltern, das sich rasend schnell näherte. Eine Sekunde nur horchte Hartwig hoch auf, dann erkannte er, was es bedeutete, da wußte er auch schon, daß er verloren war. Die oben hatten einen Stamm zum Abseilen gebracht, nur wenige Augenblicke, dann würde ihn der zerhackte Ast und in den River stürzen. Hartwig suchte zusammen, einen einzigen Herzschlag lang aber nur, dann reckte er sich, und sein Auge flog nach unten und oben, und rasend wirbelten die Gedanken.

Hinunter kam er nicht mehr, nach 30 Meter bereits hätte ihn der Stamm erfasst. Hinauf? Vorwärts! Hinauf mit aller Kraft! Zehn Meter höher, da war die Krümmung, gelang es ihm, sie rechtzeitig zu gewinnen, dann — er dachte nicht mehr, jede Muskel arbeitete an dem hinaufklimmen. Eine halbe Minute verging — noch 2 Meter, dann stand er in der Biegung, — da erfüllte die Luft ein ungeheures Brausen und Rauschen. Hartwig preßte sich schnell an die Innenseite der Krümmung und hieb die Spitze seines Bergstocks gerade noch schübend neben sich, da prallte in rasendem Lauf ein ungeheurer Schatten mit weißer Stirn donnernd an die äußere Linie des Bogens und glitt an ihr knirschend entlang und vorbei. Nur einen Augenblick stieß er dicht unter der Stelle, an der Hartwig stand, an die Innenwand, wieder eine Sekunde darauf zerstampfte das Stammende den Bergstock und der furchtbare Stoß eines Nitrorrens schmetterte Hartwig selbst zu Boden und nahm ihm das Bewußtsein. In rasender Fahrt schloßte der Waldries den Wehrlosen mit hinunter, der von dem eisigen Luftzug noch einmal zu sich kam. Noch 600 Meter, und alles war aus. Aber so rasend dabei das Tempo der Fahrt war, Hartwigs Gedanken machten eine viel rasendere Fahrt. Mit einem Male wußte Hartwig, daß er in eine Falle geraten war — wie konnte das zugehen, er war doch sonst nicht blind — und daß der Brown, dieser Schuft, ihn jetzt eben meuchlings umbrachte. Nun wußte er, daß das die Rache war für die kleine Demütigung, die er ihm vor einem halben Jahr hatte erteilen müssen, als ihn Brown oben im Bureau wie ein Reitenhund anfuhr. Und was Böses hatte er ihm denn getan? Er hatte das zarte Männchen mit seinen 55 Kilo am Hosenbund genommen und lachend zum Fenster hinausgehalten. War doch schon immer sein Liebhaberschmerz gewesen und so machte er seinem Ärger regelmäßig Luft. War denn das so schlimm, daß man deshalb einen gleich ermorden muß? Ob denn wohl die Mutter in Düren noch lebt? Was wohl die Schwester in Danzig gerade macht? Und Ellen — wird sie lange trauern? Ob ihn der Columbia in den Himmel oder in die Hölle spülen wird? Waren das nicht die Wipfel der Bäume im väterlichen Garten? — ein heftiger Stoß, ein furchtbarer Schmerz, und alles war vorbei!

Am Morgen fanden ihn Holzfäller und trugen ihn sorgsam hinauf zum Platz. Die Frau des Aufsehers pflegte ihn. Zwei Leben waren ihm weggequiecht, drei Rippen gebrochen und das rechte Ohr abgerissen. Eine Gehirnerschütterung mit Schwierigkeit zu behandelnden Lähmungserscheinungen kam hinzu. Elf Wochen lag er aufs Schwerste in Portland darnieder, elf Wochen auf Leben und Tod. Dann erfuhr er, daß Brown von demselben Stamme, der ihn den Tod hatte bringen sollen, mit in den Columbia gerissen worden war. Schnelldrohend hatte er ihm noch einen Tritt geben wollen, der Fuß war ausgeglitten, er war hingestürzt, und seine Zoppe von einem unscheinbaren Faden ergriffen worden. Als man zugreifen wollte, war es schon zu spät gewesen. Sein Kollege, hatte er eine Viertelstunde zuvor oben gesagt, wolle mal die Holzschleife im Betrieb sehen, er stehe unten am River.

Hartwig wurde wieder gesund; er soll aber nie wieder jemanden am Hosenbund zum Fenster hinausgehalten haben.

Die Bäume.

Meine Brüder sind die Bäume,
Ihre Ängste, ihre Träume
Spüre ich, wenn Wind sie streift,
Alles Steigen ihrer Säfte,
Alles Schwellen ihrer Kräfte,
Bis aus Blüte Frucht gereift.
Und ihr Bittern vor den Wettern,
Hoffnungsloses Sichentblättern,
Stummes Nichtmehr-aufstehkönnen,
Und ich fühle ihre leeren
Äste unter überschweren
Lasten Schnee vor Sehnsucht brennen.

Lotte Tiedemann.

Der Stoffel.

Die beiden jungen Damen in den sehr modernen Reiskleidchen suchten ziemlich laut und auffällig nach einem geeigneten Platz im D-Zuge. Da beide aus vermögenden Häusern stammten, wollten sie die mehrstündige Fahrt in einem Abteil 2. Klasse zurücklegen und fühlten sich sehr gehoben, als sie merkten, daß manch bewundernder Blick ihnen folgte.

Endlich hatten sie ein geeignetes Abteil erpäßt, in dem nur ein einziger Herr saß. Lachend und schwachend begannen sie sich ihrer Hülfe und Handtaschen zu entledigen. Dann erhob sich die Blondine, um den Koffer oben ins Regal zu legen. Der Koffer war nicht gerade leicht, und mit einem Seufzer ließ ihn Herta wieder sinken.

„Soll mir, Trude“, sagte sie, indem sie einen vernichtenden Blick auf den Herrn warf, der behaglich in der Wagenecke lehnte. Eigentlich war es ein Standal, daß er nicht auslprang. Er sah doch, wie die beiden jungen Mädchen sich bemühten, und daß es ein Weilschen dauerte, ehe sie den Koffer an seinem Platz hatten.

Als man dann wieder auf den Plätzen saß, musterten beide ihr unhöfliches Gegenüber etwas genauer. Der Herr, ungefähr ein Vierziger, war unzweifelhaft hübsch und interessant. Er hatte dunkles Haar, das leicht gewellt war, aber gerade mitten über der Stirn durchzog ein schneeweißer Streifen das dunkle Gesicht und verlieh dem Träger eine ganz besondere Note. Die Stirn war hoch, der Schnitt des Gesichtes war fein, nur verunstaltete eine große blaue Brille den interessanten Mann beträchtlich.

Warum trug er dieses abscheuliche Ding? Die großen Brillen, die jetzt, wie Herta wohl wußte, eine Modesache waren, waren Herta unsympathisch, und sie beariff es nicht, daß ein so schöner Mann, wie dieser hier, die alberne Mode mitmachte.

Weiße, gepflegte Hände lagen in seinem Schoß und beide Mädchen stellten fest, daß ihr Gegenüber unvermählt sein mußte, nur ein Brillantring am kleinen Finger war sichtbar.

Herta hatte das Empfinden, als schaue der Herr hinter den blauen Brillengläsern mit spöttischem Lächeln zu ihr hinüber. Sie zog die Stirn in Falten, schürzte die Lippen und setzte ihr hochmütigstes Gesicht auf. Dann wandte sie ihre Blicke von dem Herrn ab und plauderte angeregt mit der Freundin.

Die Unterhaltung wurde ziemlich laut geführt. Herta berichtete, wie aufmerksam ihre Freunde seien. Im allgemeinen sei die heutige Männerwelt wenig galant, aber hin und wieder gäbe es doch noch Ausnahmen.

Trude war schweigsamer. Dann und wann streiften ihre dunklen Augen den Mitreisenden, der ihr ausnehmend gut gefiel. Sie spielte mit dem Taschentuch, das sie zwischen den Händen hielt und ließ es dann plötzlich zur Erde gleiten, in der Hoffnung, der Fremde werde ihr das Tuch aufheben.

Aber das Tüchlein lag ein ganzes Weilschen am Boden, der Fremde bückte sich nicht danach.

Das erbitterte nun auch Trude. Solch eine Unhöflichkeit war ihr doch noch nicht vorgekommen. Auch sie war es gewohnt, daß man ihr Aufmerksamkeit erwies.

Aber Trude wollte den Herrn durchaus zwingen, ihr einen Dienst zu erweisen. Sie zog ihre Briefschachtel hervor, gab sich den Anschein, als suche sie darin und schon flatterte eine ganze Menge Geldscheine zu Boden. Herta setunderte ihr.

„Ach Trude, dein ganzes Geld fällt ja auf die Erde. Wenn mein Rücken nicht so stark schmerzte, wollte ich dir gerne beim Aufheben behilflich sein. Aber du weißt ja, der Arzt hat mir das Bücken verboten.“

Man erwartete jetzt bestimmt, daß der Fremde endlich auspringen würde. Lachten seine Augen nicht geradezu höhnisch hinter den blauen Brillengläsern? Ja, er lachte unzweifelhaft, denn seine Hände trampelten sich leicht zusammen. Trude sammelte allein die Geldscheine wieder ein. Sie tochte vor Empörung. Ihre kleinen Hände knitterten die Scheine zornig zusammen und stopften sie in die Handtasche.

Auch Herta war auf das höchste ergrimmt. Sie suchte mit den Schultern und sagte dann ziemlich laut zu ihrer Freundin: „Stoffel!“

Das hatte gewirkt. Als sie verstohlen zu ihrem Gegenüber hinüberlachte, sah sie, daß dessen Stirn rot anlief, daß er sich aber um so fester in die Wagenecke drückte.

Von nun an kümmerten sich die beiden jungen Mädchen überhaupt nicht mehr um ihren Mitreisenden. Sie traten in den Gang hinaus, kehrten dann wieder in das Abteil zurück, trantmen allerlei Lederereien hervor und beschäftigten sich damit, sie mit Genuß zu verzehren.

Auf einer der Stationen erhob sich auch ihr Gegenüber. Er schritt langsam und bedächtig hinaus in den Gang und entschwand den Blicken der beiden.

„Hast du schon einmal solch einen Stoffel gesehen, Trude? Was fällt denn dem Manne nur ein! Aber nun wollen wir

ihn gerade zwingen, uns eine Handreichung zu machen. Komm, wir legen jetzt auf seinen Platz das Kästchen mit dem Kontakt, daneben das Taschentuch. Ich bin neugierig, wie er sich verhalten wird, wenn er wieder herein kommt. Wir wollen uns den Anschein geben, als sähen wir nicht, daß wir seinen Platz belegt haben."

Der Fremde kam. Auch er schien auf die beiden Mädchen nicht zu achten, er ging zu seinem Esplatz, ließ sich darauf nieder, erhob sich aber sofort wieder, griff nach rückwärts und sahte nach dem Kästchen, das er zerdrückt hatte.

"Unerbört!" rief Herta.

Er hielt ihr das Kästchen hin. "Verzeibung", sagte er mit einer tiefen, dunklen Stimme, durch die es wie stille Schwermut klang. "Ich bin blind!"

Die ausgestreckte Hand Hertas zuckte zurück, und dann ergoß sich über ihr Gesicht dunkle Rote der Scham.

Aber auch Trude senkte den Kopf tief, ihr war es, als habe sie einen Stich durchs Herz bekommen.

Welt u. Wissen

Warum sträuben sich die Haare? Wenn wir in einer Abenteuerergeschichte lesen, daß sich dem tapferen Helden oder der schönen Heldin in irgend einer furchtbaren Situation "die Haare sträuben", so schütteln wir wohl unglaublich den Kopf und halten diese Schilderung für ein "abgebrauchtes Klischee". Tatsächlich kann sich aber unser Haar aufrichten und "sträuben", wenn uns ein hartes und plötzliches Entsetzen überfällt. Jedes Haar wird durch einen winzigen aber vollständig entwickelten Muskel in seiner Lage gehalten. Im normalen Zustande ist dieser Muskel schlaff und infolgedessen liegt das Haar glatt. Wird aber der Muskel durch eine Erregung straff angezogen, dann zieht er das Haar empor, und es hängt von der Länge des Haares und der Stärke der Anspannung ab, ob das Haar sich nur leicht erhebt oder gerade aufrichtet. Der Muskelvorgang ist genau derselbe wie der bei einem Hunde, dessen Rückenhaare sich vor einem Kampf aufrichten. Auch hier ist es die starke Erregung, die die Muskelspannung hervorruft, wie ja überhaupt alle Nerven-erregungen die Muskeln beeinflussen. Der Haarmuskel gehört zu denen, über die wir keine Macht haben, er tritt automatisch in Tätigkeit.

Wo liegt das Herz der Pflanze? Über die neuesten erstaunlichen Entdeckungen des großen indischen Pflanzenphysiologen Sir Jagadish Chandra Bose, die er in einem Vortrag zur Feier des achtjährigen Bestehens seines Instituts in Kalkutta bekanntgab, ist bereits kurz berichtet worden. Ein Berichterstatter der "Times" macht jetzt ausführliche Mitteilungen über diese offenbaren Wunder des Pflanzenlebens, die das Lebenswerk des Gelehrten krönen. Es ist Bose mit Hilfe unendlich feiner Meßinstrumente gelungen, den Herzschlag der Pflanze festzustellen, zu entdecken, ob sie gesund oder krank sind, und ihren Todesstampf zu beobachten. Wie Bose erzählte, begann er vor 32 Jahren seine Forschungen, und zwar ging er von der Entdeckung aus, daß auch die unorganischen Stoffe Ermüdungserscheinungen aufweisen, ähnlich der Ermüdung in den tierischen Muskeln, und daß die Ermüdung im organischen und unorganischen Leben nach einer Zeit der Ruhe beseitigt wird. Das führte ihn dazu, die Eigentümlichkeiten der einfacheren Lebensformen zu untersuchen, wie sie sich in den Pflanzen darstellen und nach unendlich mühsamen und geduldigen Forschungen war er imstande, zu zeigen, daß der Lebensmechanismus der Pflanze mit dem des Tieres identisch ist. Er fand in der Pflanze eine Kraft, durch die sie Zeichen von ihren Reaktionen auf die Außenwelt gibt, und er stellte Instrumente her, durch die diese Zeichen der Pflanze in schriftliche Aufzeichnungen umgewandelt werden. Es glückte ihm, den Sinn und die Bedeutung dieser Hieroglyphen zu entschlüsseln, durch die die Pflanzen sagen, ob sie krank oder gesund sind, ob die Nahrung, die sie erhalten, für sie gut oder schädlich ist. So kam Bose zu der Erkenntnis, daß die Pflanze ein sehr hochentwickeltes Nervensystem besitzt und daß der Pulsschlag ihres Organismus der die Stelle des Herzschlags bei den Tieren einnimmt, die genaueste Auskunft über die Äußerungen der Pflanzennerven gibt. Mit Hilfe seiner Instrumente konnte er die Tätigkeit der lebendigen Zellen nachweisen, die den Saft von den Wurzeln des Baumes bis zu seinen äußersten Blättchen im Gipfel hinaufstreibt und so ein Problem lösen, das die Wissenschaft seit 200 Jahren beschäftigt. Die Stelle, wo das Herz der Pflanze liegt, wies der Gelehrte mit Hilfe einer elektrischen Sonde nach, die mit einem sehr feinen Galvanometer in Verbindung steht. Wenn der elektrische Kontakt mit einem ruhenden Muskel her-

gestellt wird, dann bleibt der Galvanometer ruhig. Aber wenn die Sonde das schlagende Herz der Pflanze berührt, dann werden elektrische Ausschläge hervorgerufen, die den Pulsschlägen der Pflanze entsprechen. "Um das Herz der Pflanze zu lokalisieren", sagte Bose, "führe ich die Sonde an dem ganzen Stamm oder Stengel der Pflanze entlang; sobald sie mit der pulsierenden Schicht in Berührung kommt, werden elektrische Signale ausgesandt, die automatisch von dem Galvanographen aufgezeichnet werden. Jede tätige Zelle saugt während dieser Phase ihrer Ausdehnung Wasser von unten auf und drückt es während der Phase des Zusammenziehens nach oben. Das Herz der Pflanze ähnelt dem verlängerten Herzen einiger niedriger Tiere, wie z. B. dem der Regenwürmer, bei denen eine verästelte Tätigkeit die zirkulierende Flüssigkeit vorwärts treibt." Um den Herzschlag der Pflanze zu messen, der weniger als ein Millionstel eines Zolls beträgt, war eine ungeheure Vergrößerung nötig, für die sich Bose eines magnetischen Apparates bediente, der die Bewegung 10 Millionen mal verstärkt. Auf diese Weise konnte er in seinem Vortrag sowohl die Herzschläge einzelner Pflanzen sichtbar machen, als auch den Einfluß von Chloroform auf die Pflanze und die kramphastigen Zustände, die dem Todesstampf der Pflanze vorangehen.

Frauen-Zeitung

Eine neue Lösung des Haushaltsproblems. In den verschiedenen Veruchen, das Problem des modernen großstädtischen Haushalts einer geeigneten Lösung auszuführen, ist loeben ein neuer hinzutreten. Das Problem besteht bekanntlich darin, die häusliche Arbeit so zu rationalisieren, daß sie keine Last mehr darstellt und auch ohne Zuhilfenahme von Hausangestellten namentlich in solchen Haushaltungen in denen nicht nur der Mann sondern auch die Frau erwerbstätig ist mit Leichtigkeit nebenher bewältigt werden kann. Dieser neue Lösungsversuch der allerdings nur ein Teilproblem nämlich das der Küchenverorgung betrifft wird gegenwärtig in London unternommen und zwar in der Form eines großzügig und billig arbeitenden Stadtflughäufens. Die Trägerin dieses Dienstes ist eine Gesellschaft, die zweimal täglich fertig gekochte Mahlzeiten frei ins Haus liefert. Die Lieferung erfolgt in eigens konstruierten Gefäßen, die die Speisen dauernd frisch und in tausteifriger Temperatur halten. Die erforderlichen Teller und Bestecke werden mitgeliefert. Die Gesellschaft bedient bereits über 300 Familien, die mit ihren Leistungen sehr zufrieden sind. Der Preis für eine aus drei Gängen bestehende Mahlzeit am Tage beträgt 10 Pf. wöchentlich. Er soll falls es gelingt die Zahl der Teilnehmer noch entsprechend zu erhöhen nach Möglichkeit herabgesetzt werden.

Junggefallen wider Willen. Es gibt heutzutage so viel mehr Frauen als Männer, daß man eigentlich glauben müßte, jeder Mann der die wirkliche und ernste Absicht hat, zu heiraten, sollte auch eine Frau finden. Aber dies ist durchaus nicht immer der Fall. Es gibt Junggefallen wider Willen, die trotz größter Sehnsucht nach einer Frau und nach einem Heim keine Lebensgefährtin finden, und zwar sind diese heiratsbegierigen Junggefallen in den großen Städten sehr viel häufiger als in der Kleinstadt und auf dem Lande. So paradox es klingen mag, so ist doch der Mensch in der Großstadt unendlich viel einsamer als in den kleineren Verhältnissen, die ihm viel eher Bekanntschaft mit gleichgestimmten Seelen und Anschluß an Familien ermöglichen. Nirgends sonst haben wir so das Gefühl der Verlassenheit als in dem Häusermeer einer Millionenstadt, in dem die Fluten des Lebens rings um uns branden und doch keiner vom andern Notiz nimmt, so daß man sich unter Larven als einzig fühlende Brust vorkommt. Der großstädtische Junggefelte hat in seiner Jugend vielleicht wenig Bedürfnis nach Frauenbekanntschaften, er findet Zerstreuungen in Menge, widmet sich dem Sport oder hat andere Ablenkungen. Aber wenn die Jahre verrinnen, die Freunde längst verheiratet sind und sich um ihn nicht mehr kümmern, dann schleichen sich langsam die Schatten der Einsamkeit heran, es fröstelt ihn in seinem Alleinsein, und er möchte eine liebende Gefährtin neben sich haben. Aber nun beginnen die Schwierigkeiten; er hat keine bekannten Familien, bei denen er verkehren könnte, er ist zu ungewandt, oft auch zu menschlich, um sich den Zutritt zu den Kreisen zu verschaffen, aus denen er wohl eine Frau wählen möchte. An ein Vermittlungsbureau will sich gerade der Ältere, feiner empfindende Mann nicht wenden, und so beschleicht ihn das Gefühl des Ausgestoßenseins. Während rings um ihn herum, in derselben Straße, vielleicht im selben Hause, Frauen einsam verblühen, die ihn glücklich machen könnten, wird er selbst immer menschenscheuer und hoffnungsloser und stirbt als Junggefelte, nur weil er "den Anschluß verpaßt" oder vielmehr nicht den Mut gefunden hat, nach der rechten Zeit den Anschluß zu suchen.